

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.

In Buchhandlungen und Postämtern.

Verleger: Georg Stille in Berlin.

Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf.

Insertate jeder Art pro doppeltem Zeilen 40 Pf.

Inhalt:

Die Presse und der Beugniszwang. Von H. W. Oppenheim. — Ein Besuch bei den Cannibalen West-Africas. Von Oskar Lenz. — Literatur und Kunst: Der Tag verrinnt. — Von Wilhelm Jensen. — Moderne italienische Dichter. Von Karl von Thaler. — Kunst und Bureaucratie. Von R. Carriere. — Die Diebstiftung. Von Hugo Schuchardt. — Das Leben Alfred de Mussets. Beschilbert von Paul de Musset, dem Bruder des Dichters. Besprochen von Paul Lindau. — Notizen. — Inserate.

Die Presse und der Beugniszwang.

Es sind nicht bloß die Fürsten, welche die Wahrheit selten zu hören bekommen; seitdem das Volk in dem allgemeinen Stimmrecht ein mächtiges Hoheitsrecht erlangt hat, wird Seine Majestät Populus I. gleich anderen Souveränen umschmeichelt. Die Unfehlbarkeit der erblichen Regenten ist eine constitutionelle Fiction, die Unfehlbarkeit des Volkes eine demokratische. Auf zwanzig Journalisten oder Volksvertreter, welche einem Minister dreist zu Leibe gehen, kommt noch nicht Einer, der einem populären Trugschluß, einem demokratischen Vorurtheil entgegenzutreten wagte. Es hängt zum Beispiel geradezu mit der Herrschaft des allgemeinen Stimmrechtes zusammen, daß auf allen wirthschaftlichen Gebieten die Interessenvertretung, sei es in der Form der Schutzzöllerei, des Zunftgeistes oder des Socialismus, aber nicht ausschließlich in diesen Formen, überwiegt und die rückhaltlose Vertretung des wirklichen Gesamtinteresses zurückdrängt. Die Presse, welche von der Masse lebt und das Sensorium der Masse darstellt, kann sich natürlich der Einwirkung solcher Strömungen nicht entziehen. Aber die Presse, welche über Alles und Alle das Recht der unbeschränkten Kritik in Anspruch nimmt, stellt sich selber über die Kritik, und eben die rücksichtslosesten Vertreter der Tagespresse sind im gegebenen Falle die empfindlichsten Abwehler jedes Zweifels an deren Vollkommenheit. Als ausschließliches Organ der Publicität kann die Tagespresse selbst einen gefeierten Volksvertreter für das große Publicum mundtobt machen; die von ihr glorieich beseitigte Censur übt sie selber unvermeidlich aus. Die Dinge haben heutzutage nur eine Existenz für das Allgemeine, soweit und soweit sie gedruckt werden. Und wen die Tagespresse verhöhnt, der ist verloren. Wie in den Staaten des Kompetenzconflicts die höhere Behörde jede gegen sie gerichtete Beschwerde selber erst zulassen muß, so hat der Journalismus über die gegen ihn gelenkten Angriffe selber zu Gericht, und zwar ohne die persönliche Verantwortlichkeit eines höheren Beamten, mit wirksamem Corpsgeist und dem Instinct der Selbsterhaltung die Anklagen von der Schwelle zurückweisend. Man kann nicht leugnen, daß das eine privilegierte Stellung ist, die nur controlirt werden kann durch eine höhere Reife des öffentlichen Geistes. Der verbrauchte Gemeinplatz, daß die Presse im Ganzen dem Speer des Achilles gleiche, der die Wunden heilt, die er schlägt, ist nur ein trügerischer Trost, denn fast Jedermann lieft nur ein Parteiorgan. Das andere Heilmittel, daß bei fortschreitender Bildung die Autorität des Journalismus entsprechend abnehme, wird der Journalismus selbst nicht wünschen. Es ist aber nicht er-

mittelt, ob seine Macht und sein Ansehen etwa regelmäßig mit der Höhe seiner Leistungen wachsen, oder ob nicht auf gewisse Organismen Gifte sicherer wirken als Arzneien. Im Verhältniß zur Macht aber soll stehen die Verantwortlichkeit des Mächtigen, und mit diesem Worte berühren wir die schwierigste Aufgabe jedes Pressgesetzes. Wenn der Journalismus das Gebiet seiner Rechte und Vorrechte gesetzlich auszuweiden strebt, so muß er nicht nur dafür eine höhere Verantwortlichkeit bieten; es gibt auch ein Gesetz der geschichtlichen Entwicklung, welches besagt, daß ein Zuwachs an Rechten in der Regel nur errungen wird durch stärkere Leistungen, durch erhöhte Verdienste um das Gemeinwohl, durch eine intensive Vermehrung der geistigen Kraft. Eine Prüfung, ob diese Voraussetzungen in den letzten Jahren auf die Thätigkeit der deutschen Journalistik zutreffend waren, eine Sichtung ihres Antheils an der politischen Arbeit und den politischen Fortschritten, wie weit sie das Gesetzgebungswerk gefördert, ob sie sich zu den Landesvertretungen voraneilend oder nachhinkend verhalten, ob sie verbreitete Vorurtheile feige gehegt oder kühn bestritten, ob sie auch nur dem schweren und wichtigen Werke gewissenhafter Berichterstattung alle verfügbaren Mittel gewidmet hat; — ich spreche natürlich bloß von der großen Mehrtheit der Blätter, nicht von allen, wenn ich diese Fragen nicht im günstigen Sinne zu bejahen wage. Die rühmlichen Ausnahmen sind nicht gar selten, allein es sind entschieden nur Ausnahmen.

Aber ein Punkt steht fest: wir haben in der Tagespresse eine Aera der Verleumdungen durchzumachen gehabt, für die wir in unserer Erfahrung und der Geschichte vergebens nach einer auskömmlichen Parallele suchen. Der Unterminirungstrieb der extremen Parteien, der Haß der verkannten Größen, der Brodneid der kleinen Leute brachten ein Gebräu zu Wege, das gen Himmel stank und Deutschland zur Schmach gereichte, — und dieses Gebräu zuletzt noch gegossen in den Perzentkessel der wirrsten Wahlbewegungen! Wer bürgt uns dafür, daß dem Dinge bereits ein Ende gemacht worden wäre, wenn die Missethäter sich nicht an einem Gerichtsdirector und dem Reichstanzler vergriffen hätten?!

Daß man in einer Situation, wo Solches möglich ist, mit der rein formalen Verantwortlichkeit eines Chefredacteurs nicht auskommt, leuchtet von selbst ein; zum Ueberflus liefern die Strohmänner und Sigredacteurs der „Reichsglocke“ die nöthigen Belege, — arme Teufel, die man nur deshalb mit schweren Strafen belegen muß, damit der Kaufpreis der Sigredacteurs und Strohmänner nicht allzusehr in's Sinken gerathe. Wenn die Kerle zu wohlfeil sind, so kann sich ja jeder reiche Lump den Spaß machen, sich hinter einen armen zu verstecken.

unumschränkt waltet und seine Civilliste hat, ist es Pflicht des modernen Staates geworden, in die Kunstpflege einzutreten und sie nicht bloß monarchischer Liebhaberei zu überlassen, sondern sie zur öffentlichen Angelegenheit zu machen. Es gilt nicht bloß Kunstbildungsanstalten zu haben, die Künstler aber sich selbst zu überlassen, es gilt den Talenten Gelegenheit zu größeren Werken zu geben; indem Bauten, die dem öffentlichen Leben dienen, nicht bloß architektonisch geübt und reich ausgeführt, sondern auch plastisch und malerisch auf eine ihrem Zwecke entsprechende Weise ausgeschmückt werden. Eine Kunst, die bloß dem Luxus des Privatlebens dient, würde gefallsüchtig, effecthaschend, süßlich werden; schon der Zusammenhang mit der Architektur nöthigt zu stibvoller Composition. Wie die mittelalterlichen Kirchen in ihren Wandgemälden eine Bibel der Armen hatten, so soll dem Volk das Ideale, das unser gegenwärtiges Leben durchwaltet, anschaulich werden, die Erhebung, die ein kleiner Kreis in der Wissenschaft findet, soll das Volk durch das Gefühl des Schönen in der Kunst haben. Hier ist es Sache der Volksvertretung die Mittel zu gewähren, die nicht bloß diesen idealen Gewinn bringen, die durch die Erziehung der Volkspolizei und die Belebung des Schönheitsfinnes auch wieder materiell fruchtbar wirken, indem die Kunstindustrie ja die Kunst selbst zur Voraussetzung hat.

Es genügt nicht, in der Hauptstadt eine Nationalgalerie anzulegen. Galerien sind überhaupt für die Kunstwissenschaft von Werth, als Sammlung von Werken früherer Jahrhunderte für die Geschichte ein großes Gut, für den ästhetischen Kunstgenuss aber nur ein notwendiges Uebel. Man wird ermüdet und übersättigt, man wird durch Verschiedenartiges zerstreut und kommt nicht recht zur Sammlung und Vertiefung, die das echte Werk verlangt. Wie anders wirkt es dort, wo es gewachsen ist, am Ort seiner Bestimmung! Die Sixtinische Capelle, die Stanzlen des Vatikans sind dadurch Heiligthümer der Kunst, und ich würde Rafaels Verkörperung Christi auf Lador lieber in der Kirche San Pietro in Montorio als in der Galerie des Papstes aufhängen. Wer in Florenz die Capelle Brancacci, in Perugia das Zimmer im Cambio besucht, dem bleiben von dort Raffaele und Filippino Lippi, von hier Perugino unvergessen; dieselben Werke in die überreiche Galerie verpflanzt würden sich den Wenigsten dauernd einprägen. Auch sind die Staffelleibilder rar, denen man den bleibenden Werth zuschreiben darf, wie den modernen Chlophen Menzels, die ein so eigenthümliches Bild aus unserer Zeit mit originaler Kraft veranschaulichen. In der Regel wird es besser sein, das Urtheil der nächsten Generation abzuwarten.

Es gilt, die Kunst über das ganze Land zu verbreiten, sie mit dem öffentlichen Leben im Zusammenhang zu halten. Sachsen ist vorangegangen, Bayern ist nachgefolgt. Hier ist eine Summe für monumentale Kunst jährlich verfügbar, und so ist es möglich, Meisterwerke wie Schillings Tageszeiten auszuführen und öffentlich aufzustellen, dann aber auch Gemeinden, welche eine Kirche, ein Rathhaus bauen, ein Altarbild oder ein Portalrelief, ein Gemälde aus der vaterländischen Geschichte zu gewähren, den Brunnen auf dem Marktplatz mit einer volkstümlichen Heldegestalt oder einer symbolischen Gruppe zu schmücken. Das Verlangen nach dem Schönen wird sich so in immer weiteren Kreisen ausbreiten, und die Gemeinden wie vermögende Bürger werden wieder ihre Ehre darein setzen, daß ein edles Kunstwerk der Mit- und Nachwelt ein Denkmal des Sinnes werde, der den Ort besetzt.

M. Carriere.

Die Diezstiftung.

Von wissenschaftlichen Stiftungen und besonders jenen bedeutenden, welche dem Andenken berühmter Gelehrten gewidmet sind, läßt sich in einigem Maße die Förderung der Wissenschaft selbst erwarten, indem sie zwar die schaffende Thätigkeit nicht weiden, ihr aber doch zu Licht und Luft verhelfen können. Allein die hauptsächlichste Bestimmung derselben ist, von der Wissenschaft

Zeugniß abzulegen vor der Welt. Da nun die Kosten eines derartigen — um es kurz zu sagen — Repräsentationsactes zum größten Theil durch die Laien zu bestreiten sind, so erheischt es die Gerechtigkeit sowohl als die Klugheit, daß die Wissenschaft dabei aus sich herausgeht und dahin gibt, von wo sie empfängt. Manche ihrer Zweige, oder, wie wir uns gewöhnlich ausdrücken, manche Wissenschaften berühren sich mit dem Leben auf's Augenfälligste — unsere leiblichen Bedürfnisse verweisen uns täglich und stündlich auf sie; andere scheinen sich vom Leben abzuwenden, aber ihre Beziehungen zu ihm gestalten sich nur um so allgemeiner und um so tiefer. Auch wenn die Flüsse keine Schiffe tragen und keine Räder treiben, wirken sie doch auf den Pflanzenwuchs, auf die Witterung, auf die ganze Beschaffenheit des Landes ein, dessen Aern sie mit Recht genannt werden. Und so hängt jede Wissenschaft irgendwie mit den großen Interessen der Menschheit zusammen; jede, mag dem Laien auch ihr Gebiet noch so eng, ihre Methode noch so trocken vorkommen, hat für ihn eine Perspective, welche fesselt, einen Funken, welcher zündet.

Im vorigen Jahre ist Friedrich Diez, der Begründer der romanischen Philologie, gestorben; ihm zu Ehren soll eine Stiftung errichtet werden. Ist es nun angemessen, die Sache von vornherein in nur geschäftsmäßiger Weise zu betreiben, ohne von gewissen allgemeinen Erwägungen auszugehen? Brauchte man etwa weiter nichts zu thun, als sich z. B. nach der Doppelstiftung zu richten, ohne die wesentliche Verschiedenheit der Zeiten und das Eigenthümliche des vorliegenden Falles zu berücksichtigen? Hier wie dort ist allerdings zunächst der Werth der Sprachwissenschaft überhaupt hervorzuheben, die sich ja mit dem beschäftigt, was recht eigentlich den Menschen zum Menschen, das Volk zum Volke stempelt. Um sodann davon abzusehen, daß die romanische Sprachgruppe vor allen anderen der Welt für die wissenschaftliche Untersuchung ganz besondere Vorzüge besitzt, erscheint hier in höherem Grade, als anderswo, die Gemeinschaft der Cultur auf die Gemeinschaft der Sprache gegründet, welche ja zuerst so viele und so verschiedenartige Stämme fest verketete. Was aber ist die romanische Cultur, deren Verstandniß uns durch die romanische Philologie erschlossen wird, für die Welt, was vor Allem für uns! Seit vielen Jahrhunderten ringen Romanen und Germanen gegen einander; ihr Blut und ihren Schweiß haben Beide oft miteinander vermischt, Lorbeern und Wunden Beide davongetragen. Weider Interesse gebietet ihnen, daß sie sich gegenseitig mehr und mehr erkennen; dann auch werden sie einsehen, wie ein deutscher Schriftsteller von den Völkern überhaupt gesagt hat, „daß sie mehr Grund haben, einander zu lieben, als zu hassen“, und der Gegensatz zwischen ihnen wird schließlich nur noch in friedlichem Wettkampf sich ausdrücken. Wenn wir auf den Gedankenpfaden eines anderen Volkes gewandelt sind, wenn wir seine Herzschläge unter unserer Hand gefühlt, wenn wir mit ihm gelacht und mit ihm geweint haben, dann mögen wir noch dazu kommen, ihm zu zürnen, es zu tabeln, es zu bekämpfen, nie und nimmermehr aber werden wir jenes elementaren Hasses gegen dasselbe fähig sein, der nur die Herfindung anstrebt. Solch liebevolles Studium fremder Nationalität ist freilich nur Wenigen vergönnt, seine Früchte jedoch kommen mit der Zeit Allen zu Gute. Vielleicht wird einstens der Geschichtsunterschied etwas weniger von verheerten Feldern, eingäscherten Städten, niebergemeßelten Bürgern reden und etwas mehr davon, was die Völker von einander gelernt haben oder lernen sollten.

In Bezug auf die gegenseitige Erkenntniß haben die Romanen mit den Germanen oder wenigstens mit den Deutschen keineswegs gleichen Schritt gehalten, was sich zum Theil daraus erklärt, daß sie diesen in der geistigen Entwicklung voraus und lange Zeit ihre Lehrmeister gewesen sind. Wie viele Anregungen und Vorbilder haben die romanischen Literaturen den deutschen Dichtern gewährt, wie viel Stoff zur Untersuchung den deutschen Gelehrten! Der alte weltbürgerliche Zug unseres Wesens, auf welchen wir von unserm jetzigen erhöhten Sitze nicht allzu verächtlich herabbliden sollten, hat sich dabei vorzugsweise thätig

erwiesen; ihm danken wir es, wenn wir uns von den Romanen nicht nur in ihrem eigenen Hause haben umherführen lassen, sondern auch ihre Aufmerksamkeit größtentheils auf die Schätze, welche dasselbe birgt, erst hingelenkt haben. Als im vorigen Jahrhundert der Sinn für das Natürliche und Volksthümliche unter uns erwacht war, lauschten wir gar bald auch den Vögeln, die in den fremden Wäldern sangen, und es fanden z. B. die altspanischen Romanzen bei uns viele Freunde und Bewunderer. Das italienische Volkslied ist von uns geradezu entdeckt worden. Indem die Italiener uns jetzt Jahr für Jahr große üppige Feldblumensträuße senden, deren Glanz und Duft uns entzückt, vergessen sie hoffentlich nicht, daß auf ihren Fluren zuerst nordische Wanderer die Schönheit jener Blumen würdigten und einige von ihnen pflückten und zusammenbanden, während der Fuß des Einheimischen sie achtlos zu zertreten pflegte. Alle diese romanischen Studien entbehren sehr lange des festen Kerns; er konnte nur gebildet werden durch das Studium dessen, worin sich die Zusammengehörigkeit der Romanen am ersten ausgeprägt hat und noch heute am stärksten ausprägt, nämlich der Sprache. Friedrich Diez, formell angeregt durch seine Landsleute J. Grimm und Dopp, sachlich angeregt durch den Südfranzosen Raynouard, schuf jenen festen Kern in seiner vergleichenden Grammatik und seinem vergleichenden Wörterbuch der romanischen Sprache. Denn nun erst wurden auch alle die wissenschaftlichen Bestrebungen, welche das Literarische zum Gegenstand hatten, in lebendige Beziehung zu einander gesetzt, ja noch mehr, sie wurden geregelt, erweitert, vertieft, so daß vor Diez höchstens von einer italienischen, französischen, spanischen Philologie, aber erst seit Diez von einer romanischen Philologie die Rede sein kann. In dieser Wissenschaft sind wir den Romanen vorangegangen; sie sind uns gefolgt, sie haben uns eingeholt und sie werden uns überflügeln. Zwischen beiden Parteien sind Stoff und Gedanke so beständig und eifrig ausgetauscht worden, daß es schwer zu sagen ist, welche mehr gegeben und welche mehr empfangen hat; aus diesem Grunde muß eine Stiftung für romanische Philologie von Romanen und Deutschen gemeinsam in's Leben gerufen werden, und nicht nur aus diesem Grunde, sondern auch zu dem Zwecke, daß sie Frieden und Freundschaft fördere. Sie sei ein heiteres und tröstliches Symbol auch für Diejenigen, die sich um ihr inneres Wesen nicht kümmern.

Eine derartige Angelegenheit wird meines Erachtens am besten in der Weise eingeleitet, daß man eine ganz allgemeine Anregung dazu ausgehen läßt und alle Diejenigen, welche berechtigt oder geneigt sind ihr Urtheil darüber zu sagen, auffordert oder sie in den Stand setzt, dies zu thun. Nach einiger Zeit, nachdem die Sache bekannt geworden und besonders in den Fachzeitschriften besprochen worden ist, und wenn endlich die geäußerten Meinungen einen gewissen Durchschnitt ergeben, dann mag man mit einem bestimmten Plane hervortreten. Leider ist man bei der Diezstiftung nicht so verfahren. Ein Berliner Comité hat dieselbe in die Hand genommen und zwar etwas kühn und eilig. Vor dem Erlass des Aufrufs sind einige Romanisten befragt worden, ohne daß ihr Rath, wie es scheint, nach Gebühr berücksichtigt worden wäre; anderen Romanisten war nicht einmal die Möglichkeit gewährt, ihre Ansicht auszusprechen, sie thun es gezwungenermaßen hinterher. Ich habe in der Augsburger Allgemeinen Zeitg. (18. Febr. Weil.) einer internationalen Diezstiftung das Wort geredet und seitdem schon von verschiedenen Seiten den Ausdruck warmer Bestimmung vernommen (s. Neue freie Presse, 7. März Abendbl.; Timpul von Bukarest, 2. und 3. März; L'Opinion von Rom, 18. März; The Academy von London, 17. März). Mein Zweck ist einzig und allein der, zu ermitteln, wie sich die Mehrheit der Romanisten eine Diezstiftung denkt, nicht etwa der, mit meinen persönlichen Neigungen mich in den Vordergrund zu drängen. Und damit man mir nicht eine besondere und ungerechtfertigte Feindseligkeit gegen Berlin Schuld gebe, habe ich gewünscht, in einer Berliner Zeitschrift noch einmal auf diesen Gegenstand zurückzukommen. Berlin soll nicht ausgeschlossen werden, es soll nur selbst nicht ausschließen. Wenn man meint, das Berliner Comité könne jetzt nicht mehr zurück,

so erwidere ich, daß es sich vielmehr um ein Vorwärtsgen gehen handelt. Neben ihm sollen sich andere Comités bilden, welche mit ihm zusammen die endgültige Gestalt der Diezstiftung berathen. Wollte man auch auf die Rationalität von Diez ein weit größeres Gewicht legen, als auf den Charakter der von ihm vertretenen Wissenschaft, so würde doch jene große Spaltung, welche vor einem Jahrzehnt Deutschland auseinanderriß, keine rückwirkende Kraft und Berlin als heutige „Reichshauptstadt“ kein größeres Anrecht auf Diez besitzen als Wien. Was das Romanische an Universität und Akademie anlangt, so steht Wien gewiß Berlin nicht nach (und ich erinnere besonders an die zahlreichen und werthvollen Beiträge zu unserer Wissenschaft, welche in den Schriften der Wiener Akademie enthalten sind); sonst aber hat es Manches vor Berlin voraus: es ist die Hauptstadt eines Reiches, das von Alters her so viele Romanen, theils ladinischer, theils italienischer, theils rumänischer Zunge, zu seinen Angehörigen zählt, und es trägt einen weit weltstädtischen Anstrich als Berlin. Hauptsächlich würden die Franzosen geneigt sein eher nach Wien, als nach Berlin Beiträge zu senden und eher von dort als von hier sich Preise zu holen. Aber ich sage nicht: „Wien oder Berlin“, ich sage auch nicht: „nur Wien und Berlin“; ich meine, Diez der Deutsche, würde Diez dem Romanisten sehr gern das Zugeständniß gemacht haben, daß auch die Mittelpunkte der romanischen Cultur an der Errichtung seiner Ehrensäule sich beteiligen dürften. Wenn ich mir ferner als Mittelpunkt dieser Mittelpunkte, als prima inter pares Rom vorzustellen liebe, so kann das keine Verwunderung erregen; ist nicht hier das Kind, dem unsere Nachtwachen gelten, geboren und getauft worden?

Verfräht wäre es jetzt die Einzelheiten einer internationalen Diezstiftung in Erwägung zu ziehen. Daß bei der Preisvertheilung verschiedene Akademien miteinander abzuwechseln hätten, war der Gedanke eines meiner Freunde, der mehr als Jemand berufen ist, seine Stimme in dieser Sache abzugeben. Das doppelte Bedenken, welches ich hierbei empfinde, bringe ich nur deshalb zur Sprache, weil es gegen eine dauernde Verknüpfung der Diezstiftung mit einer einzigen Akademie noch schwerer in die Waagschale fällt. Erstens, um es rund heraus zu sagen, setze ich in die völlige Unparteilichkeit auch der Besten kein ganz unbedingtes Vertrauen mehr, seitdem ich gesehen habe, in was für Köpfen die archimedischen Kreise durch das Kriegsgetümmel gestört worden sind. Nehmen wir z. B. an, die sonst vortreffliche Schrift eines Franzosen enthielte nebenbei einige Ausfälle gegen Preußen oder was man zur Noth dafür halten könnte; würde eine preußische Akademie jener Schrift den Preis zuerkennen? Würde nicht eine Verletzung des Anstandes von der einen Seite, eine Verletzung der Gerechtigkeit von der andern Seite, also etwas Unwesentliches etwas Wesentliches zur Folge haben? Zweitens: das Urtheil einer Akademie ist im Grunde sehr oft das Urtheil eines Einzigen; dieser Einzige, und wäre er der Erste in seinem Fache, kann irren. So hat vor zwei Jahren die Berliner Akademie einer Arbeit, welche gerade in das Romanische hinüberspielt oder vielmehr hinüberspielen sollte, einen Preis von sechshalbtausend Mark zuerkannt, während dieselbe, meiner innersten Ueberzeugung gemäß, weit davon entfernt ist, diesen oder überhaupt einen Preis zu verdienen.*)

Ich hoffe, kein Verständiger wird mich als muthwilligen Störenfried betrachten. Wenn ich mich von den Einen entferne, so geschieht das nur, um mich den Andern zu nähern, und kämpfe ich, so kämpfe ich für den Frieden. Es braucht dergleichen keine persönliche Verstimmung hervorzurufen; mögen wir Romanisten auch in unseren Ansichten über Diezstiftung, Preisvertheilungen und hundertlei andere Dinge auseinander gehen; in tausenderlei Dingen treffen wir doch wieder zusammen: wie viel Thatsachen, in die wir Alle eingeweicht sind, wie viel Schönheiten, die wir Alle bewundern, wie viel Ziele, denen wir Alle zustreben!

*) Ausführlich habe ich das zu erweisen versucht im 1. Hefte der neuerscheinenden „Zeitschrift für romanische Philologie“.

Lassen wir uns daher durch jene alten Ritter nicht beschämen,
von denen Ariosto singt:

Oh gran bontà de' cavalieri antiqui!
Eran rivali, eran di fe' diversi,
E si sentian degli aspri colpi iniqui
Per tutta la persona anco dolersi;
Eppur per selve oscure e calli obliqui
Insieme van, senza sospetto aversi.

Graz, den 24. März 1877.

Hugo Schuchardt.

Das Leben Alfred de Mussets.

Geschildert von Paul de Musset, dem Bruder des Dichters.*)

Seit länger als zehn Jahren hat man in den französischen Blättern bei jeder sich darbietenden Gelegenheit darauf hingewiesen, daß eine eingehende und erschöpfende Schilderung des Lebens Alfred de Mussets druckfertig vorliege, von dem Verfasser aber, dem Bruder des Dichters, von Paul de Musset aus Gründen des Zartgefühls einstweilen noch ungedrucktes Manuscript bleiben solle. Gerade weil die Biographie eine vollständige sein werde, sei es unvermeidlich gewisse Dinge zu sagen, durch die einige nachlebende Persönlichkeiten, namentlich auch Damen unangenehm berührt werden müßten. Es ist ja bekannt, daß Alfred de Musset mit einigen der bedeutendsten Frauen seines Vaterlandes intime freundschaftliche, und bisweilen noch intimere als freundschaftliche Beziehungen unterhalten hat. Die Wahrheit darüber konnte nur ein Mensch sagen: Paul de Musset, der Bruder und Vertraute, vor dem der sonst so verschwiegene Alfred kein Geheimniß hatte. Alle Freunde des Dichters — und das sind jetzt nahezu alle gebildeten Franzosen — sahen daher der Veröffentlichung dieses oft angekündigten Werkes mit größter Spannung entgegen. Welche Wichtigkeit man auch von geschäftlicher Seite auf diese Publication legte, mag schon der außerordentliche Umstand beweisen, daß diese Schrift, die nunmehr zur Veröffentlichung gelangt, gleichzeitig bei zwei bedeutenden Verlegern in zwei verschiedenen Ausgaben erschienen ist: bei G. Charpentier in einer gewöhnlichen Ausgabe und bei Alphonse Lemerre in der eleganten Elzevierausgabe mit einer Radirung.

Diese Biographie enthält in der That viel Interessantes, vor Allem einige Fragmente aus einer nicht veröffentlichten größeren Arbeit des Dichters und einige wenige sehr charakteristische Gedichte. Gleichwohl möchte ich bezweifeln, ob durch dieselben den hochgespannten Erwartungen, mit denen man dem Erscheinen dieser Schrift entgegen sah, im Großen und Ganzen Genüge gesehen wäre. Den Verfasser hat die Rücksichtnahme auf die Mitlebenden oder erst vor Kurzem Verstorbenen augenscheinlich in seinen freien Bewegungen gehindert; die Discretion hat ihn ängstlich gemacht. Es lag wirklich kein Grund vor, dieses vorsichtige Buch, das über alles irgendwie Versängliche und Compromittirende mit hastiger Scheu hinweghuscht, der Deffentlichkeit so lange vorzuenthalten. Alle Diejenigen — und deren Zahl wird keine geringe sein — die das Buch mit der Erwartung in die Hand nehmen, darin irgendwelche pikante Einzelheiten, Aufschlüsse über ein noch nicht genügend klar gelegtes Liebesverhältniß, Enthüllungen oder dergleichen zu finden, werden enttäuscht werden. Es ist zu bedauern, daß George Sand, die durch die beständig wiederkehrenden Notizen über das bevorstehende Erscheinen dieser Schrift durch lange Jahre beängstigt werden mußte, nicht mehr die Beruhigung gehabt hat, diese unschädlichen Blätter zu lesen.

Gerade über das Verhältniß Mussets zur Sand, über das tragische Ende des Dichters und die Motive, die ihn zu der langsamen Selbsttödtung trieben, ist die Schrift von Paul de Musset ungewöhnlich wortkarg und enthaltsam. Man kann das

Buch von Anfang bis zu Ende aufmerksam durchlesen; wenn man die Thatfachen nicht kennt, wird man schwerlich daraus erfahren, daß Alfred de Musset George Sand geliebt, und daß er die letzten langen Jahre seines Lebens systematisch an seiner Selbsterniedrigung und Selbstzerstörung gearbeitet hat. Von einer Vollständigkeit kann also hier gar nicht die Rede sein. Es ist ein Unding, das Leben Mussets zu schildern, ohne seine Beziehungen zu der großen Dichterin und ohne der unglücklichen Betäubungsversuche, die ihn zur Production untauglich machten und ihn zu Grunde richteten, zu gedenken.

In einer jeden Biographie soll meines Erachtens vor Allem Klarheit und Unzweideutigkeit herrschen. Der Biograph muß den Muth haben, das Kind beim rechten Namen zu nennen. Es ist unzweifelhaft sein Recht, es ist sogar seine Pflicht, da zu schonen, wo Schonung möglich ist; aber wenn er sich schent, Wahrheiten zu sagen, die von entscheidender Wichtigkeit sind, die den Charakter des Menschen, den er schildert, erklären, und seine Handlungen begreiflich erscheinen lassen, so ist es besser, er läßt die Hand ganz aus dem Spiel. In einer Zeitung läßt man es sich gefallen, wenn der Feuilletonist, der irgend eine anzügliche Geschichte zu berichten hat, mit dem Leser Versteck spielt, die Namen der Persönlichkeiten, anstatt sie einfach zu nennen, nur mit den Initialen bezeichnet oder diesen sonstwie einen durchsichtigen Mantel überhängt, hinter dem der Kundige die Betreffenden leicht zu erkennen im Stande ist; in einer Biographie aber will der Leser nicht zwischen den Zeilen lesen, er will sich nicht aus diesen und jenen Andeutungen das Thatsächliche combiniren, er will, daß ihm dieses Thatsächliche in einer objectiven und leidenschaftslosen Darstellung anschaulich und klar vorgelegt werde. Paul de Mussets Buch ist nur für Leute geschrieben, die die Verhältnisse schon kennen; nicht aber für Leute, die diese Verhältnisse erst kennen lernen wollen. George Sands Name wird in der ganzen Biographie nicht ein Mal genannt, und Paul de Musset selbst erwähnt mit keinem Worte, daß Alfred im letzten Abschnitt seines Lebens im Wein und im Asinth das Vergessen gesucht hat. Das heißt die Rücksicht auf den Helden und die dem Helden nächststehende Person zu weit treiben.

Es läßt sich nicht leugnen, daß Paul de Musset in der Kunst des Verschweigens Großes geleistet hat. Er erzählt uns aus den letzten Lebensjahren Mussets tausend Kleinigkeiten, von denen einige recht interessant sind, und die uns schließlich ganz vergessen machen, daß während dieser Zeit seine Production ganz stockt und daß doch besondere Gründe dafür vorhanden sein müssen. Er erwähnt nur mehrere Male nebenbei, daß trotz aller Ermahnungen von Seiten seiner Freunde und Verwandten Alfred mit „der bellagenswerthen Gewohnheit des Nachtwachens“ nicht habe brechen wollen; aber er erzählt nicht, daß unter diesen Nachtwachen auch der übermäßige Genuß von alkoholhaltigen Getränken mit zu verstehen ist. Die einzige Andeutung darüber finden wir in einem Gedichte Alfreds, das Paul de Musset mittheilt. Die Art und Weise, wie diese Mittheilung geschieht, ist charakteristisch für das Buch. Hier, wo Alfred de Musset sich selbst als „Trunkenbold“ bezeichnet, hätte Paul de Musset wenigstens mit einem Worte auf die nicht zu umgehende traurige Wahrheit hindeuten können; anstatt dessen leitet er das Gedicht so ein, daß man annehmen muß, es handle sich nur um die Trägheit des Dichters. Anstatt die Thatfache also klar zu legen, sucht er sie zu umhüllen und zu beschönigen.

Mit dem Jahre 1840 schließt bekanntlich Mussets dichterische Production eigentlich ab. Was er in den letzten 17 Jahren seines Lebens producirt, hat wenig zu bedeuten. Vier Jahre lang hatte er nichts Erhebliches veröffentlicht — bis zum Jahre 1844 — und allen Ermahnungen seiner Freunde gegenüber war er vollständig taub geblieben. Musset stand zu jener Zeit in einem reizvollen, echt freundschaftlichen Verkehr zu einer geistvollen, wohlmeinenden Dame, Frau Maxime Faubert, die es vielleicht am besten mit ihm gemeint hat. Die „marraine“, wie er sie nannte, bekümmerte sich aufrichtig wegen des thörichten Lebens des genialen Menschen, der zwecklos von einem Tag in den andern hineinlebte, nichts arbeitete und sein Dasein mit den

*) Biographie d'Alfred de Musset, sa vie et ses œuvres par Paul de Musset. Paris 1877. G. Charpentier und Alphonse Lemerre.